



„Was bleibt aber, stiften die Dichter“

Zum 250. Geburtstag von Friedrich Hölderlin

von Harald Klauhs

Hölderlins Leben

Was für ein Leben! Nach bürgerlichen Wertmaßstäben war das Leben dieses Johann Christian Friedrich Hölderlin ein einziges Scheitern: Zwei Jahre nach seiner Geburt am 20. März 1770 stirbt sein Vater, sieben Jahre danach sein Stiefvater.

Später wird er in einem Brief an die Mutter seinen Hang zur Melancholie auf den Tod ihres zweiten Ehemannes zurückführen. Die schwäbische Hausfrau und Pfarrerstochter schickt ihren Erstgeborenen zuerst in die Klosterschule in Maulbronn und danach ins Tübinger Stift. Er soll der Familientradition entsprechend Pfarrer werden. Wurde diese Ausbildung doch vom württembergischen Herzog mit einem Stipendium gefördert, wenn der Studiosus danach als Pfarrer zur Verfügung steht.

Genau das wollte der junge Friedrich aber nicht. Nach Abschluss des Theologiestudiums ist er jahrelang damit beschäftigt, seiner Mutter schonend beizubringen, dass er keine Pfarre übernehmen möchte. Er probiert es erst einmal, als Hofmeister, also Privatlehrer, zu reüssieren. Doch seine diesbezüglichen Versuche enden zumeist kläglich. Immer wieder ist er gezwungen, Geld von seiner Mutter zu erbetteln. Endlich erhält er in Frankfurt einen für ihn maßgeschneiderten Posten als Hofmeister. Und was macht er? Er verliebt sich in die Hausherrin, die mit einem angesehenen Bankier verheiratet ist. Nach kurzem Glück wird er aus nachvollziehbaren Gründen vom Gemahl seiner Geliebten des Hauses verwiesen.

Auch aus weiteren Berufsoptionen wird nichts: Selbst Schiller schafft es nicht, Hölderlin eine Stelle an der Universität Jena zu verschaffen. Ein Zeitschriftenprojekt scheitert bereits im Planungsstadium. Zuletzt wird er auf der Heimreise aus Bordeaux vollends wirr im Kopf. Er hatte mehr Zurückweisung erfahren, als er verkraften konnte. Nach einem Klinikaufenthalt verbringt er die zweite Hälfte seines Lebens in einem Turmzimmer in Tübingen. Ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod aber entdeckte man einen Dichter, der die Sprache erneuert hatte, der die Lyrik thematisch geweitet hatte und

Diese Hölderlin-Hommage wurde vom Sender Ö1 ab 16. 3. 2020 in der Sendereihe *Gedanken für den Tag* ausgestrahlt. Wir danken dem Autor und dem ORF sehr für die Abdruckgenehmigung



Friedrich Hölderlin,
Pastell von Franz
Karl Hiemer, 1792

an dem keiner vorbeikam, der nach ihm noch ein Gedicht in deutscher Sprache schreiben wollte. Hölderlins Leben illustriert somit eindringlich den Satz von Karl Jaspers, wonach Scheitern kein Gegenargument gegen die Wahrheit ist.

Hölderlin und die Natur

„Und das himmlische Licht rann lauter vom offenen Himmel, durch alle Zweige lächelte die heilige Sonne, die gütige, die ich niemals nenne, ohne Freud und Dank, die oft in tiefem Leide mit einem Blick mich geheilt, und von dem Unmut und den Sorgen meine Seele gereinigt.“

Diese Zeilen aus Hölderlins Briefroman *Hyperion* beschreiben sein Verhältnis zur Natur. Er war ein völlig ungebrochenes, von Umweltschäden unbelastetes. Prägend dafür waren seine Reisen, die er zum Großteil zu Fuß unternahm. Tagesmärsche von 30 bis 50 Kilometer waren keine Seltenheit. Sich die Welt zu erwandern erlaubt, wie Hölderlin einmal notierte, „mancherlei Gedanken“, die ihm „die offene Straße und die offene Welt eingaben“.

Anders als für den Stubenhocker in Königsberg war für Hölderlin das Einssein mit sich und der Welt durchaus ein Ideal. Kants Vernunftphilosophie hat den Menschen in seine Einzelteile zerlegt. Hölderlin jedoch leidet am Herausgefallensein aus dem Gesamtzusammenhang der Natur. Er sehnt sich nach einer alles umfassenden Harmonie



– und findet sie im Betrachten der Schönheit der Welt.
„Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten /
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
/ Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen schönen /
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich
um“, heißt es in der Elegie *Der Wanderer*.

Diesen darf man sich nicht als ein ätherisches Wesen vorstellen, wie uns ein berühmtes Porträt vorgaukeln möchte. Der junge Mann war circa 180 cm groß, von kräftiger Statur und ausgesprochen gesund. Sein inniges Verhältnis zur Natur ist in zahlreiche seiner Gedichte eingeflossen. Früh werden diverse Landschaften besungen, etwa Inseln wie Patmos, Hügelzüge wie die Teck in der Schwäbischen Alb, Flüsse wie der Rhein, der Neckar oder die Ister genannte Donau, Städte wie Stuttgart oder Heidelberg oder Bordeaux. Griechenland imaginiert er sich aus Reiseberichten. All diese Orte werden als ein Du angesprochen, also personifiziert und damit beseelt. Damit tut man sich auch schwerer, der Natur Gewalt anzutun.

Lebensgenuss

An Neuffer
Noch kehrt in mich der süße Frühling wieder,
noch altert nicht mein kindischfröhlich Herz,
noch rinnt vom Auge mir der Tau der Liebe nieder,
noch lebt in mir der Hoffnung Lust und Schmerz.

Noch tröstet mich mit süßer Augenweide
der blaue Himmel und die grüne Flur,
mir reicht die Göttliche den Taumelkelch der Freude,
die jugendliche freundliche Natur.

Getrost! Es ist der Schmerzen wert, dies Leben,
so lang uns Armen Gottes Sonne scheint,
und Bilder besser Zeit um unsre Seele schweben,
und ach! mit uns ein freundlich Auge weint.

Hölderlin und die Politik

„Beim Himmel! Der weiß nicht, was er sündigt, der den Staat zur Sittenschule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, dass ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte.“ So liest man's im Roman *Hyperion*. Das kann man auch als Enttäuschung über das Ergebnis der Französischen Revolution lesen. Die war im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts das zentrale politische Ereignis.

Auch die Stubenkollegen im Tübinger Stift, Hegel, Schelling

und Hölderlin, träumten den republikanischen Traum. Beim hitzigen Temperament Hölderlins konnte es schon einmal zum Überschwang kommen. „Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut / Für's Vaterland – und bald ist's gescheh'n! Zu euch / Ihr Teuern! Komm' ich, die mich leben / Lehrten und sterben, zu euch hinunter!“ Mit dem Einmarsch französischer Truppen in Süddeutschland war die Hoffnung auf ein Ende der Fürstentherrschaft und der Kleinstaaterei in Deutschland verbunden.

Und was haben die Nazis daraus gemacht? Sie haben Hölderlins republikanische Verse zu einer Hymne auf den Heldentod für Deutschland umgedeutet! Sicher, die Schlusszeilen „Und zähle nicht die Toten! Dir ist, Liebes! nicht Einer zu viel gefallen!“ würde man heute selbst in rebellischem Enthusiasmus nicht mehr gelten lassen. Aber Hölderlin deshalb zum deutschnationalen Heimatdichter zu machen, das brachten nur die Nazis fertig.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es neuerlich den Versuch, Hölderlin dem Zeitgeist einzupassen. In einem Stück namens *Hölderlin* ließ Peter Weiss den Dichter als strammen Jakobiner Schiller die Leviten lesen: „Es muss von Grund auf / alles umgeworfen werden. / Wir nehmen Theil / am letzten und grössten / Werck des Menschen“. Es folgt ein Auftritt von Karl Marx, der dem verwirrten Hölderlin gnädig nachsieht, dass er die proletarische Revolution noch nicht „als wissenschaftlich begründete Notwendigkeit“ angesehen hat. Danke dafür!

Hölderlin in ein Links-Rechts-Schema pressen zu wollen, ist demnach schwierig. Sein Herz schlug zweifellos für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, aber seine gutbeschuhten Füße ließen ihn nicht auf die Barrikaden steigen. „O hätte ich doch nie gehandelt! Um wie manche Hoffnung wär ich reicher!“ Mit diesen Worten ließ er seinen guillotinierten politischen Erwartungen freien Lauf.

Hölderlin und die Religion

„Eines zu sein mit Allem, das ist das Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.“ Diese tief empfundene, religiöse Sehnsucht ist Triebfeder des Lebens von Hölderlin und bestimmt sein Werk. Er witterte die Zersplitterung des Menschen infolge der Aufklärung, erkannte den Verlust der „Harmonie des Wesens“, wie Schiller das nannte, und war seiner Zeit damit weit voraus. Mithilfe der Dichtung wollte er die verlorene Einheit wiederherstellen. Ein aussichtsloses Unterfangen, über dem man nur verrückt werden kann.

Dass der Knabe bei seiner Ausbildung zum Pfarrer mehr von den antiken Autoren wie Aischylos, Euripides, Homer und vor allem Pindar fasziniert sein würde als von der Bibel, damit

>>>



konnte seine fromme Mutter nicht unbedingt rechnen. Den alten Griechen ist der Begriff Religion unbekannt. Für sie gab es die Schönheit, und die war göttlich. Hölderlin begab sich deshalb auf die Suche nach einem Prinzip, das die Differenz zwischen Subjekt und Objekt aufhebt und in eine neue Ganzheitlichkeit überführt. Die fand er in einer „Mythologie der Vernunft“. Seine Dichtung galt ihm dabei als „ästhetische Erziehung des Menschen“.

„Viel hat von Morgen an, / Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander, / Erfahren der Mensch; bald sind wir aber Gesang.“ So tönt es aus Hölderlins *Friedensfeier*, einem Gedicht nach dem Frieden von Lunéville von 1801. Daraus setzt er seine Hoffnung auf die große Versöhnung. In diesem Gedicht ist seine Sehnsucht nach einer Einheit von antiker Mythologie und christlicher Religion paradigmatisch formuliert.

Die Philosophie, zumal jene Kants, wirkte für Hölderlin zerstörerisch, indem sie Distanz schafft, zur Welt, zur Wirklichkeit, zu sich selbst. Die Anrufung von Helden und Göttern, wie es seine Dichtung tut, erzeugt dagegen eine neue Gemeinschaft, eine Vereinigung von Innen und Außen. Ihm geht es um die als Erlösung empfundene Erfahrung der aufgehobenen Trennungen. Wie in der Eucharistie: Aus Wort wird Fleisch. Mit seinen Versen wollte er eine versöhnte Welt schaffen, im gemeinsamen Erlebnis der Schönheit – und konnte damit nur scheitern.

Hölderlin und die Liebe

„Was ist alles, was in Jahrtausenden die Menschen taten und dachten, gegen einen Augenblick der Liebe?“ Dieser Ausruf Hölderlins klingt fast ein wenig nach dem berühmten Hohelied der Liebe. Einmal in seinem Leben hat er diesen Augenblick erlebt. Es war sogar etwas mehr als ein Augenblick, es waren ein paar Wochen, die er mit seiner Diotima im Sommer 1796 in Kassel und Bad Driburg verbrachte. Dorthin sind sie vor den französischen Truppen geflohen, die Frankfurt bombardierten. Zurück blieb der Hausherr, der Bankier Gontard, der seine Frau Susette und die gemeinsamen Kinder in Sicherheit wissen wollte.

„Diotima! seelig Wesen! / Herrliche, durch die mein Geist, / Von des Lebens Angst genesen, / Götterjugend sich verheißt!“ So besang Hölderlin Susette Gontard. Die ganze Szenerie kann als Vorbild für die unmögliche, dafür aber umso intensivere romantische Liebe gelten. Im Falle von Susette und Friedrich endete sie nicht wie bei Heinrich von Kleist und Henriette Vogel mit dem gemeinsamen Tod, sondern weniger theatralisch zuerst mit Hausverbot für den Liebhaber und ein paar Jahre später mit dem Tod der Geliebten durch Krankheit. Inwieweit ihr Ableben zu seiner

Verwirrung beitrug, wissen wir nicht. Spekuliert wurde viel darüber.

Diotima war für Hölderlin die Personifikation seiner Liebe zur Schönheit. Fragen darf man sich, ob er sie wirklich als Mensch, als Frau wahrgenommen hat und nicht nur als Idealbild. Sie war der sichtbare Ausdruck dessen, was er „höhere Aufklärung“ nannte. Die sollte den durch die Kant'sche Aufklärung ausgelösten Widerstreit zwischen unserem Selbst und der Welt überwinden. Wodurch? Durch Verschmelzen mit der ganzen Menschheit. „Diesen Kuss der ganzen Welt“, dichtete Schiller. Hölderlin litt zeitlebens an seiner inneren Spannung. Im ozeanischen Gefühl der Vereinigung erlebte Hölderlin die reine Gegenwart. Ein arkadischer Zustand, der keine Vergangenheit und keine Zukunft kennt. Zugleich aber ein Zustand des Augenblicks. Wie lässt er Hyperion sagen: denn „das macht uns arm bei allem Reichtum, dass wir nicht allein sein können, dass die Liebe in uns solange wir leben, nicht er stirbt.“

Hölderlin und die Dichtung

„Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt, / Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen, / An das Göttliche glauben / Die allein, die es selber sind.“ *Menschenbeifall* überschrieb Hölderlin dieses Gedicht. Um den ist es ihm nie gegangen, auch wenn er vor seiner geistigen Umnachtung darüber klagte, dass er nicht gebraucht werden würde. Das Eingängige, das Gassenhauermäßige war Hölderlins Sache nicht. Nur wenige Verse von ihm sind in den Volksmund eingegangen. Einer davon ist: „Wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch“ aus der Hymne *Patmos*. Selbst in diesem leicht merkbaren Satz verhindert die ungewöhnliche Wortstellung, diesen Satz gedankenlos auszusprechen. Genau das ist eine der Stärken von Hölderlins Dichtung.

Menschenbeifall

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,
seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
da ich stolzer und wilder,
wortreicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;
an das Göttliche glauben
die allein, die es selber sind.



Zugleich ist der hohe Ton aber ein Hindernis für Popularität. Leicht macht es einem dieser Dichter nicht. Weder thematisch noch sprachlich. In den Göttern des alten Griechenlands sah er die Personifikation von menschlichen Gefühlen. Seine Absicht war nun, diese Götter als wirksame Kräfte gerade auch der neuzeitlichen Wirklichkeit erfahrbar zu machen. Sein poetisches Programm bestand darin, die Kulturen zusammenzuführen, das orientalisch-pathos mit der Nüchternheit des Abendlandes. Von daher lassen sich auch seine Komposita verstehen, die scheinbare Gegensätze zusammenfügen, wie heilignüchtern oder traurigfroh. Hölderlin ringt in allem darum, die Widersprüche auszuhalten anstatt sie aufzulösen.

Für uns ist es nicht mehr leicht nachvollziehbar, wenn der Sinn von Versen sich nicht in der Semantik erschließt, sondern in der Prosodie, also in den Reglements der Gedichtzeilen. Für Karl-Heinz Ott ergibt sich daraus ein Hang zum Vieldeutigen und Schwerverständlichen. Oder eben zum Heiligen. Navid Kermani nennt Hölderlins Dichtung einen Spiegel der geisterfüllten Welt. Der verrückte schwäbische Dichter ist somit einer der Letzten, wie Rüdiger Safranski am Ende seiner Biografie schreibt, der die Erinnerung an das Heilige in einer transzendenzlosen Moderne bewahrt. Anders formuliert: Man muss

groß denken und bescheiden leben, das ist die Botschaft dieses Dichters an unsere Zeit, in der bescheiden gedacht und groß gelebt wird.

Herbst des Lebens

Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen,
der Jugend Freuden sind wie lang! wie lang! verflossen.
April und Mai und Julius sind ferne;
ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.

Dr. Harald Klauhs, geboren 1958 in Wien, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie und schrieb seine Dissertation über Franz Theodor Csokor. Von 1987 bis 1989 war er Lektor im Böhlau Verlag für populärwissenschaftliche Sachbücher, danach Feuilletonredakteur bei der Wochenzeitung *Die Furche*. Seit 1996 Redakteur der Wochenendbeilage *Spectrum* der Tageszeitung *Die Presse*.